



Der Ardenner Wald.

Vor fünfunddreißig bis vierzig Jahren war der Ardenner Wald äußerst berüchtigt; es geschahen dort fortwährend Verbrechen; Reisende von jedem Alter und Geschlecht, welche, wie man wußte, auf ihrer Reise in denselben gekommen waren, verschwanden daselbst; die Regierung ordnete Nachforschungen an, versprach Belohnungen und wendete alle möglichen Mittel an, um die Opfer wiederzufinden, oder doch wenigstens zu ermitteln, auf welche Weise sie verschwunden waren; aber die Bemühungen der Polizei, der Gensdarmarie und selbst der zu diesem Zwecke organisirten bewaffneten Schaaren blieben gleich vergeblich; man durchsuchte nutzlos die Gegend mehrere Meilen in der Runde und der Schleier, welcher dieß Geheimniß einhüllte, war lange nicht zu lüften.

Mein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, ließ mich eines Tages in sein Comptoir rufen und zeigte mir an, ich möge mich bereit halten, am nächsten Tage eine Geschäftsreise nach dem nördlichen Frankreich anzutreten. Mein Vater erlaubte mir, diese Reise zu Pferde zu machen, und ich war mit meinen Vorbereitungen bald zu Ende.

Ich mußte bei dieser meiner Reise einen großen Theil jenes berüchtigten Waldes durchreiten, aber wenn man zweiundzwanzig Jahre alt ist, fürchtet man sich vor Gefahren nicht; im Gegentheil schmeichelte der Gedanke an irgend ein ungewöhnliches Abenteuer meiner Phantasie.

Am andern Morgen übergab mir mein Vater ein versiegeltes Packet, das für seinen Geschäftsfreund bestimmt war, und fügte einen Brief an einen seiner Schulfreunde, den General M., hinzu. „Als ich ihn das letzte Mal sah,“ erzählte er mir, „warst Du noch ein Kind; er ist Dein Pathe und ich kann Dir die herzlichste Aufnahme bei ihm versprechen. Das Schloß meines Freundes liegt etwa eine Stunde diesseits des Waldes und ich habe Dich in dem Briefe an ihn dringend seiner Freundschaft empfohlen. Gott gebe Dir eine glückliche Reise!“

Die Trauer, von meinen Eltern eine Zeit lang scheiden zu müssen, verschwand bald vor der Aussicht auf romanhafte Abenteuer, die ich zu bestehen hoffte. Ich hatte ein tüchtiges Pferd, zwei Pistolen in den Holstern, einen wohlgespickten Beutel und glaubte demnach allen Gefahren der Reise trohen zu können.

Nach einigen Tagen kam ich auf dem Schlosse meines Pathen an, übergab meine Karte und den Brief meines Vaters einem Diener und brauchte nicht lange zu warten. Der ehrwürdige Besizer eilte mir entgegen und empfing mich wie einen Sohn.

Während der Mahlzeit, die er sogleich auftragen ließ, erzählte ich ihm von dem Zwecke und Ziele meiner Reise und setzte auch hinzu, daß ich wieder aufzubrechen gedenke, sobald mein Pferd sich einigermaßen erholt haben würde. Davon wollte aber der General nichts hören, und als er mich eigensinniger fand als er erwartete, deutete er mir ziemlich deutlich an, daß mein Entschluß mehr als tollkühn sei, da bereits Mittag vorüber sei und ich den Wald vor Eintritt der Nacht kaum würde erreichen können. „Du weißt, lieber Pathe,“ setzte er hinzu, „daß auch die Muthigsten zu einer solchen Zeit sich nicht in den berüchtigten Wald wagen; ich muß also im Namen Deines Vaters eingreifen und bestehe darauf, daß Du wenigstens die Nacht in meinem Hause bleibst. Wenn Du wirklich mich so bald verlassen willst, so kannst Du morgen früh zu jeder beliebigen Stunde Deine Reise fortsetzen.“

Ich gab seinen freundschaftlichen Bitten und Vorstellungen nach und als wir uns Abends trennten, zeigte ich ihm an, daß ich mit Tagesanbruch weiter zu reisen gedenke.

Am andern Morgen ging ich mit so wenig Geräusch als möglich in den Stall und sattelte da eben mein Pferd, als ich leise auf die Achsel geklopft wurde. Es war mein aufmerksamer Pathe, der zu mir sagte:

„Du siehst, ein alter Soldat ist eben so zeitig auf wie Du. Ich kann Dich nicht allein durch den Wald reisen lassen. Ein alter treuer Diener wird Dich begleiten, bis Du außer Gefahr bist. Ich habe ihm bereits die nöthigsten Instruktionen gegeben. Er befindet sich jetzt in der Küche und kocht Dir eine Tasse Kaffee, die Du vor dem Aufbruche trinken magst.“

Ich that alles, was er haben wollte, nahm dann von dem würdigen General Abschied und verließ das Schloß desselben in Begleitung seines erprobten Dieners Peter.

Als wir uns in der Allee hinter dem Schlosse befanden, sah ich nach, ob meine Pistolen sich in gutem Zustande befänden, und Peter that dasselbe, denn sein Herr hatte ihm auch ein Paar und zwar ein furchtbares Paar Reiterpistolen übergeben. Wir gelangten bald in den Wald und ich will es nicht ver-

heimlichen, daß mir es die erste halbe Stunde hindurch ziemlich unheimlich zu Muthe war. Aber ich bemühte mich, meine Kengstlichkeit so viel als möglich zu verbergen, unterhielt mich deshalb eifrig mit meinem Begleiter und der Muth fand sich wieder je weiter wir in den Wald hineinkamen, bis ich endlich gar zu dem Glauben gelangte, man habe die Gefahren einer Reise durch denselben zu sehr übertrieben. Um ein Uhr waren wir glücklich und wohlbehalten durch den Wald hindurch.

Sobald wir wieder im Freien und auf der Straße waren, rief ich aus: „Nun, Peter, da sind wir denn mit heißer Haut davon gekommen und haben uns vergebens geängstigt; jetzt sind wir, denk' ich, ganz in Sicherheit.“

„Das ist so gewiß doch nicht,“ antwortete er; „wir können noch immer unangenehme Bekanntschaften machen.“

Ich scherzte über seine Furchtsamkeit, setzte mein Pferd in Galopp und forderte ihn auf, mir zu folgen. Eine Viertel Meile von dem Walde, etwas abgelegen von der Straße, trafen wir ein Wirthshaus, das freundlicher und versprechender ausah als die meisten, die man sonst in jener Gegend an der Straße findet. Ich benutzte gern die Gelegenheit etwas auszuruhen und einige Erfrischungen einzunehmen.

Wir stiegen also vor dem Wirthshause ab und ein Knabe führte uns durch eine Nebenthüre in den Stall. Während Peter sich mit den Pferden beschäftigte, wollte ich durch die Thüre von der Straße her in das Haus hineingehen, aber meine Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblicke durch ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit erregt, die mich von dem hölzernen Balcon herab betrachtete. Sie trat auf demselben bis an den äußersten Rand vor und sagte zu mir:

„Kommen Sie hierher, wenn es Ihnen gefällig ist.“

Ich stieg die Treppe, die zu dem Balcon führte, hinauf und sie geleitete mich in ein bescheiden meublirtes Zimmer, das sie das Speisezimmer nannte.

Seit undenklichen Zeiten haben die Reisenden aller Länder das Vorrecht, sich gewisse Freiheiten mit den Mädchen in den Wirthshäusern herauszunehmen. Ich war gegen die Reize des schönen Geschlechts nie unempfindlich gewesen; wäre ich aber auch minder empfänglich gewesen, das schöne Mädchen, das vor mir stand, hätte Eindruck auf mich machen müssen. Ich habe weder vor noch nachher ein schöneres gesehen. In ihren Zügen lag eine so bewundernswürdige Vollkommenheit, in dem Ausdruck ihres Gesichtes etwas so Ungewöhnliches und Reizendes, daß ich wie geblendet vor ihr stehen blieb. Mit diesen in ihrem niedern Stande so seltenen Vorzügen verband sie eine zauberische Anmuth, kurz ich verliebte mich auf den ersten Blick leidenschaftlich in sie. Zu meiner großen Verwunderung entfernte sie sich aber von mir und wies meine Liebkosungen in so entschlossener und würdevoller Weise zurück, daß ich für den Augenblick etwas außer Fassung gerieth. Ich sammelte mich indes bald wieder und begann den Angriff von Neuem; aber der Ton und das Benehmen des merkwürdigen Mädchens waren so entschieden, ihre Haltung so edel, so fest und ehrfurchts-

voll, daß ich mir endlich selbst wegen meines Beginnens Vorwürfe machte. Es war weder thörichte Biederkeit, noch Unwille bei ihr; sie schien mich vielmehr mit Trauer und Mitleiden anzusehen. Gewissermaßen gedemüthigt, fragte ich sie endlich: „Warum weist Du mich so hart ab? Ich bin doch gewiß nicht der erste junge Mann, den Deine Schönheit bezaubert hat, und ich sagte gewiß auch nichts, was Andere nicht schon oft vor mir gesagt haben. Du scheinst aber betrübt und traurig zu sein.“

Sie schlug die Augen zu mir empor und warf mir einen Blick zu, dessen seltsamen Ausdruck ich heute noch nicht vergessen habe. „Ja,“ antwortete sie, „ich bin betrübt und recht unglücklich. Auch Sie würden nicht scherzen, wenn Sie wüßten, welches Schicksal Sie erwartet.“

„Und was habe ich zu fürchten?“ fragte ich mit ungläubiger Miene, weil ich glaubte, sie wolle über mich spotten.

„Sie haben höchstens noch drei Stunden zu leben,“ antwortete sie leise; „ich weiß nicht, was mich gegen meinen Willen zwingt, Ihnen dieses schreckliche Geheimniß mitzutheilen; aber ich kann nicht schweigen. Die Flucht ist unmöglich; binnen drei Stunden werden Sie das Schicksal zahlreicher Opfer theilen, welche diesen Ort betreten haben.“

„Du erzählst mir da ein Märchen, um mich ängstlich zu machen. Vielleicht steckt eine Liebesgeschichte dahinter und Du willst Dich auf diese Weise von meiner Zudringlichkeit befreien.“

„Gott ist mein Zeuge, daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe, aber still! . . .“

Nach diesen Worten ging sie nach der Thüre zu, dann auf den Corridor, um zu sehen, ob Jemand uns hören könnte. Nachdem sie hierüber beruhigt war, kam sie zurück, schloß die Thüre zu und trat mit Thränen in den Augen zu mir:

„Betrachten Sie,“ sagte sie, „diesen Fußboden, diesen Sand. Haben Sie jemals Sand in einem Speisezimmer, namentlich in der ersten Etage gesehen? Ach, wie viel Blut hat dieser Boden schon getrunken! Sie haben Essen bestellt; man macht es unten bereit. Einige Minuten, bevor es fertig ist, werden drei Offiziere zu Pferde in der Uniform der kaiserlichen Garde in den Hof hereinreiten, den Wirth rufen, Essen, Champagner und dergl. verlangen. Der Wirth wird selbst erscheinen, um Ihnen die Ankunft dieser vornehmen Gäste zu melden und Sie zu fragen, ob Sie bei diesem unerwarteten Besuche wohl erlauben wollen, daß die drei Personen Ihre Mahlzeit theilen, da die Speisen, wie er versichern wird, wohl für fünf Personen an einem Tische hinreichen. Sie werden einwilligen, denn eine Weigerung würde Ihren Tod nur beschleunigen. Dadurch, daß Sie einwilligen, gewinnen Sie Zeit und Gott gebe, daß Sie mit Ihrem Diener irgend ein Mittel finden, die Pläne der Mörder zu vereiteln.“

Ich war wie versteinert und es wahrte ziemlich lange, ehe ich mich wieder fasste. Ich hat das vortreffliche Mädchen, mit meinen Diener zu schicken, so bald sie es thun könnte, ohne

Argwohn zu erregen. Sie that es und ich erzählte Peter Wort für Wort, was sie mir gesagt hatte. Anfangs wollte er mir nicht glauben, aber die Einzelheiten, die ich ihm mittheilte, machten ihn aufmerksamer.

„Aus Vorsicht,“ sagte er, „werde ich in den Stall gehen, unter dem Vorwande, nach den Pferden zu sehen und dann unsere Pistolen mitbringen, die ich leicht in meinen Taschen verbergen kann.“

Kaum war er wieder bei mir angekommen, als wir Hufschläge hörten und drei Offiziere in der Kleidung, wie sie das Mädchen beschrieben hatte, in den Hof des Wirthshauses hereinritten. Ihre Erzählung war also bis dahin bestätigt und auch Peter zweifelte nun nicht mehr.

„Es ist nur zu wahr,“ sagte er; „ich werde, während des Besuches, den Ihnen der Wirth machen wird, wieder in den Stall gehen. Es ist jedenfalls besser, wenn er uns nicht beisammen sieht; nachher aber werde ich Sie nicht wieder verlassen.“

Nach einigen Minuten erschien der Wirth. Man kann sich unmöglich ein gutmüthigeres Gesicht als das dieses Mannes denken. Wie das Mädchen gesagt hatte, entschuldigte er sich zuerst wegen des Vorschlags, den er mir machen wollte, nämlich ob ich nicht geneigt sei, drei Offiziere von der kaiserlichen Garde mit mir speisen zu lassen. Er habe genug für fünf Personen, wenn aber die Gerichte getheilt und in zwei Zimmer getragen werden sollten, würden sie für dieselben nicht wohl hinreichen. Er schloß mit der Versicherung, daß ich nicht bedauern würde, jene Herren kennen gelernt zu haben; es wären höhere Offiziere vom besten Tone und feiner Bildung.

Ich stellte mich so unbefangen als möglich und antwortete, die Gesellschaft der drei Herren würde mir Vergnügen machen. „Nur,“ setzte ich hinzu, „dürfen sie es nicht übel nehmen, daß mein Diener mit am Tische ist. Ich reise meiner Gesundheit wegen und bekomme häufig Krämpfe, weshalb er immer bei mir sein muß.“ Ich stellte mich, als bemerkte ich den Eindruck nicht, den diese unerwartete Nachricht auf den Gästen machte, ließ ihn fortgehen und Peter, der gleich darauf erschien, übergab mir meine Pistolen, wobei er sagte:

„Ich habe einen Plan entworfen. Sie setzen sich Einem der Räuber gegenüber und lassen die beiden Andern an derselben Seite des Tisches sitzen, so daß sie mir gegenüber kommen. Sobald das Desert aufgetragen ist, werde ich mein Glas ergreifen; denn schießen Sie sogleich auf den, welcher Ihnen gegenüber sitzt; ich nehme die beiden Andern auf mich; nur fehlen Sie nicht. Unsere Rettung hängt von Ihrer Kaltblütigkeit ab. Wir spielen ein verzweifeltes Spiel und nur der Muth kann uns retten.“

Ich versprach dem treuen Peter, ihn gut zu unterstützen, und stellte mir die blutige Scene vor, als die angeblichen Offiziere, in Begleitung des Wirthes, erschienen. Sie waren sorgfältig, vielleicht zu sorgfältig, gekleidet und sprachen etwas frei, wenn auch nicht unanständig. Sie dankten mir für die Ehre, die ich ihnen er-

zeige, kurz sie spielten ihre Rolle ganz gut. Die Blicke, die sie einander zuwarfen, als sie Peter sahen, entgingen mir nicht, und als sie ihre Complimente beendet hatten, entschuldigte ich die Nothwendigkeit, meinen Diener mit ihnen an demselben Tische essen zu lassen, und führte denselben Grund an, welchen ich bereits dem Wirth geannt hatte. Das Essen wurde aufgetragen, aber ich konnte kaum etwas genießen; jeder Bissen ersticke mich fast. Man bemerkte meinen geringen Appetit, und ich schrieb ihn meiner Kränklichkeit zu. Die Räuber aßen, tranken, lachten und plauderten.

Die Mahlzeit war beinahe beendet; das hübsche Mädchen, das uns bediente, hatte die Teller weggenommen, als einer der Räuber, die Peter gegenüber saßen, etwas zu suchen schien. „Da habe ich meine Dose vergessen,“ sagte er, worauf er zu Peter gewendet hinzufügte: „Wollten Sie wohl, guter Freund, die Gefälligkeit haben und einmal hinuntergehen; auf dem Büfset unten werden Sie eine goldene Dose stehen sehen; sie ist mein, ich habe sie eben stehen lassen. Bringen Sie mir dieselbe herauf.“

Peter antwortete ruhig, ohne sich auf seinem Stuhle zu rühren, er befolge stets nur die Aufträge und Befehle seines Herrn. Der Räuber, den diese Antwort verlegen machte, und der sich auf die Lippe biß, wendete sich an mich, und bat mich sehr artig, ob ich nicht meinem Diener diesen Auftrag erteilen wollte. Zum Glück erschien in diesem Augenblicke das schöne Mädchen mit Obst, Käse und Butter. Ich machte dem Offizier bemerklich, daß sie die Dose wohl holen könnte. Er trug ihr dies auf, und sie kam bald darauf mit der Anzeige wieder, es stehe keine Dose unten. „So bring Champagner,“ rief ihr der Räuber zu.

Während sie fortging, um den Wein zu holen, bemerkte der Offizier, der zu meiner Rechten saß, daß ihm sein Taschentuch fehle, und er befahl barsch meinem Peter, dasselbe unten aus dem Gastzimmer zu holen. Der unerschrockene Diener antwortete darauf wie das erste Mal, und setzte hinzu, die Magd würde sogleich wieder kommen und könnte den Auftrag besorgen. Der Champagner kam, und der Stöpsel war noch nicht heraus, als das Taschentuch sich zufällig unter dem Tische fand.

In diesem Augenblicke verließ das Mädchen das Zimmer, und ich werde nie den Blick vergessen, den sie mir zuwarf, als sie die Thüre schloß. Sie schien sagen zu wollen: „Deine Stunde hat geschlagen, wir werden einander nie wiedersehen.“

Die Flaschen kreiseten, und als die Reihe an Peter kam, sich einzuschenken, sah er mich an, als wolle er mir andeuten, nun sei es Zeit zu handeln. Er führte das Glas an den Mund, setzte es aber plötzlich wieder nieder und sagte zu mir: „Sind Sie krank, Herr?“

„Nein,“ antwortete ich.

Ich wußte wohl, was diese Worte bedeuten sollten, aber ich besaß nicht die geringste Kraft mehr und Peter setzte hinzu: „Ich muß Ihnen Ihr gewöhnliches Stärkungsmittel geben.“

Bei diesen Worten griff er in die Tasche, zog seine Pistolen heraus und schloß mit unglaublicher Schnelligkeit die Offiziere

nieder, die ihm gegenüber saßen. Dann stürzte er wie ein Liger auf den dritten, packte ihn an der Kehle, warf ihn nieder und rief mich zu Hilfe. Ich hatte wieder Muth gefaßt, eilte zu ihm und wir hielten beide den Räuber fest. Peter band ihm mit einer Serviette die Hände auf den Rücken fest und verdeckte ihm mit einer anderen das Gesicht.

„Lassen Sie den Bösewicht nicht aus den Augen,“ sagte er dann, „bis ich mit einem Stricke aus dem Stalle zurückkomme.“ Nach zwei Minuten war er wieder da und wir banden nun den Gefangenen fest.

„Ich werde nun so schnell als möglich nach der nächsten Stadt reiten,“ sagte Peter, „die nur zwei Stunden entfernt ist, um Hilfe zu holen. Unterdessen bewachen Sie den Gefangenen; Sie haben nichts zu fürchten, denn das ganze Haus ist verlassen. Rechnen Sie auf mich, ich werde Sie bald aus Ihrer unangenehmen Lage befreien.“

Als mein treuer Diener sich entfernt hatte, nahm ich mir vor, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, wenn man den Gefangenen vielleicht zu befreien versuchen sollte. Die Thüre wurde verrammelt und ich blickte abwechselnd durch das Fenster hinaus und auf die Elenden zu meinen Füßen. So verbrachte ich die zwei längsten Stunden meines Lebens. Endlich kam Peter mit dem Friedensrichter und mehreren Gensdarmen. Ich übergab ihnen den Gefangenen und das Haus wurde von oben bis unten durchsucht. Alle Bewohner desselben waren entflohen; in einem großen Keller aber fand man mehrere Leichname und Skelette, die später auf dem Gottesacker zu Mezzeres begraben wurden, während das empörte Volk das Haus von Grund aus zerstörte.

Von dem Wirth und dem schönen Mädchen hat man nie wieder etwas gehört; vielleicht ist die Unglückliche sogar unter den Händen des elenden Besitzers des Wirthshauses gestorben. Was ich vermochte, bot ich auf, um ihr Schicksal zu ermitteln; ich bot eine bedeutende Summe, wenn man mir Kunde von ihr bringe, bis jetzt vergebens, aber auch heute noch gebe ich gern die Hälfte meines Vermögens darum, wenn ich sie wiederfinden kann, denn ich verdanke ihr mein Leben.

### Vaganini.

(Aus dem Italienischen.)

In einem elenden Gäßchen Genuas lebte im Jahre 1810 arm und unbekannt ein Mann, dessen Name später in allen Theilen Europas ruhmvoll bekannt werden sollte, Nicolo Vaganini. Ein kleines sparsam erleuchtetes Parterrelocal war seine Wohnung; und er mußte sich sehr anstrengen, um durch Verfertigung musikalischer Instrumente so viel zu verdienen, daß er nothdürftig mit seiner alten Mutter, welche zu dieser Zeit seine einzige Gesellschafterin war, leben konnte.

Die Lage dieser beiden Armen wurde immer unsicherer, weil das kleine Vermögen, welches P. von seinem Vater geerbt hatte, durch die täglichen Bedürfnisse bald aufgezehrt wurde. Er war aus einem ziemlichen Wohlstande zu der Nothwendigkeit, sein tägliches Brod durch zwanzigstündige mühevollen Arbeit verdienen zu müssen, herabgesunken.

Die Armuth wurde noch schmerzlicher durch die Erinnerung an bessere Zeiten; denn die Mutter Brigida und Nicolo selbst hatten einst sich elegant gekleidet und in ziemlichem Wohlstande gelebt.

In jener Zeit sah man ihn fast beständig an der Schwelle seiner bescheidenen Wohnung sitzen, während er sich eifrig mit seiner Arbeit beschäftigte und irgend ein altes Lied seiner Vaterstadt sang oder pfliff. Er war zwar nie eigentlich heiter, wußte aber doch die Scherze zu erwiedern, welche die jungen Mädchen, die gewöhnlich ihre Schleier aufschlugen, wenn sie an seinem Hause vorübergingen, an ihn richteten, und einen neugierigen Blick auf dieses magere und nichts weniger als schöne Gesicht warfen, das dann durch ein geistreiches Lächeln belebt wurde. Dies änderte sich, als das Unglück seine Wohnung im Hause Nicolo's aufschlug; die Hoffnungen, die er gehegt, hatten einer trüben Melancholie Raum gegeben. Man konnte ihn für tiefsinnig halten, denn es hatte sich eine fixe Idee seiner bemächtigt, die ihn Tag und Nacht quälte.

Brigida bemühte sich vergebens, ihn zur Fassung und zur geduldrigen Ertragung ihres gemeinsamen Schicksals zurückzuführen; er widersprach stets ihren Bemerkungen, oder wies sie spöttisch zurück.

Da P. nach und nach die Arbeit, womit er noch fortwährend von einigen Kunden beauftragt wurde, vernachlässigte, so sah er sich bald gar genöthigt, selbst sein Hausgeräth und seine Kleider zu verkaufen, um den einzigen ihn beherrschenden Gedanken zur Ausführung bringen zu können.

P. besaß eine Violine von dem berühmten Tartini von Mantua, welche ihm verschiedne Musikliebhaber für einen bedeutenden Preis hatten abkaufen wollen; aber er schlug stets jedes Anerbieten aus, da er dieses kostbare Instrument nachahmen und aufs Neue hervorbringen wollte. Wenn der erste Versuch gelingt, dachte er, so wird das Uebrige ohne Schwierigkeit von selbst gehen, und mein Glück ist gemacht.

Seiner rastlosen Anstrengungen ungeachtet, fand sich aber leider immer eine Verschiedenheit zwischen dem Original und der Copie; hatte er dann durch eifriges Nachforschen und Beobachten den Punkt der Ungleichheit entdeckt, so kehrte er um so eifriger immer wieder wieder zur Arbeit zurück. Unnütze Anstrengung! Nie erreichte er das Ziel und vergebens wendete er sich an einen Professor, der ebenfalls sein Möglichstes that, diese Aufgabe lösen zu helfen.

(Beschluß folgt.)